

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 16 [i.e. 17]

Artikel: Frühling am Langensee [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Orselina.

Phot. Büchi, Locarno.

Joseph hatte seine Tränen getrocknet, er saß zwischen Großvater und Großmutter, und nach dem Gebete war es nun still und ruhig am Tisch. Jeder schöpfte sich mit seinem Löffel aus der Pfanne und es gab gar keine Grenzstreitigkeiten.

In der Stube war alles sauber, wenn auch ärmlich und eng. An der Ofenwand, gerade über dem großen, alten Stuhl, war ein Nagel mit einem messingernen Knopf eingeschlagen, da hatte einst der Konfirmandenspruch der Martina gehangen; jetzt ist der Nagel leer, nie wird etwas daran gehängt. Martina schaute nicht gern dort hinauf, und David hatte strengen Befehl gegeben, daß man den Nagel nicht ausziehe.

Das Haupt des Hauses, der Schilder-David, ist ein Mann in vorgerückten Jahren; es läßt sich aber nicht gut erkennen, wie alt er sein mag. Er hat dichte, schneeweisse und kurzgehaltene Haare auf dem Kopfe und von den Schläfen rings um das Gesicht läuft ein schneeweisser, etwas flockiger Bart. Das Gesicht aber hat noch etwas jugendlich Frisches, zumal die tiefblauen Augen, die mit den schwarzen Brauen fast fremd darin erscheinen.

Die Frau des Schilder-David ist ebenfalls eine große schlanke Gestalt, von ihrem Gesicht kann man aber

wenig sehen. Sie hat beständig mit dicken Tüchern das ganze Gesicht verbunden, und wenn sie spricht, merkt man an ihren mühsam hervorgebrachten Lauten, daß sie sich selber nicht hört.

Die Näherin Leegart ist eine feine, blonde, fast vornehme Erscheinung, schon bei Jahren, aber man sieht ihr noch immer die Spuren ehemaliger besonderer Schönheit an; dabei trägt sie sich immer leicht und fein. Die schwarzthüne Jacke ist nur oben am Hals zugelnöpft, von da an ist sie frei und offen und zeigt einen breiten, schneeweissen Brustkraß. Wer es nicht weiß, merkt es kaum, daß sie bisweilen eine kleine Brise nimmt, man sieht ihre

Dose nie und sie nimmt die

Brise so schnell und zierlich, daß sie kaum mit den Fingern die feingeschnitzte Nase berührt.

Der kleine Joseph, man sollte es nicht glauben, daß er vor wenig Wochen erst sechs Jahre alt geworden ist; man schätzt ihn leicht drei Jahre älter. Derb und mächtig in Gliedern, was man hierzulande einen vollmästigen Jungen nennt, ein wilder, blonder Krauskopf, zu dem sich aber die dunklen Augen mit breiten Brauen — es sind die Augen der Mutter — seltsam ausnehmen. Der kleine Joseph ist der eigentliche Mittelpunkt des Hauses, und man merkt's schon daran, daß sein alberner Willkommensgruß fast alles aus der Ordnung brachte. — Man schwieg ge raume Zeit bei dem Essen. Leegart berichtete indessen, daß der Pfarrer heute nacht zur Röttmännin geholt worden sei.

„Wir reden nicht von der Röttmännin,“ sagte der Schilder-David und warf dabei einen bedeutenden Blick auf die Leegart und wieder auf den Joseph.

Man stand vom Tisch auf. Joseph wurde das Maß zur Jacke genommen, dann wurden mit Kreide die Linien auf den grünen Manchester gezeichnet und die große Schere der Leegart schnitt mit jenem eigentümlichen, auf dem Tische nachsurrenden Tone das Zeug zur Jacke zurecht.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling am Langensee.

Reiseindrücke. Von Alfr. Fankhauser.

(Schluß.)

Fra Bartolomeo, der Ort ist schön! So schön, daß wir darob beinahe vergessen, was vor unseren Augen liegt. Nach und nach gewahren wir: Da unten strömt die Romagna stadtwärts. Dort links fängt sie die Cegera auf. Ueber den Felsporn zieht sich der Weg, den wir vermieden, der Weg mit dem Dukend weißer Häuschen.

Hinweg den Blick, über den See, zum weißen Tamareberg, der sich unglaublich kühn empor schwingt vom Tessin-

grund und wieder hernieder zum See. Oder gehen wir in den südlichen Laubengang, sehen unter uns das Blumengärtlein der Mönche und zählen die unzählbar vielen, eng zusammengedrängten Blüten und Sträuchlein, die da in den wenigen Beeten üppig wuchern und empor duften. Oder schauen wir hinüber zum untern Ende des Sees, wo die Berge Italiens wie schillernde Schlangen sich lagern und ein seltsames Licht irgendwoher auf den See fließt. Dort hinter den schillernden Bergen wußte Fra Bartolomeo seine piemontesische Heimat Torea, dort, wo das Licht herzuflößen scheint aus dem gehaunten Süden. Trug er ein Heimweh in der Brust, als er im wilden Wald auf dem

Felsen lag, an jenem Frühlingsmorgen? Er baute sein Kirchlein und fand Ruhe. Salus infirmorum, refugium peccatorum, consolatrix afflitorum, auxilium christianorum, steht an der Fassade geschrieben. Heilung den Kranken, Zuflucht den Sündern, Tröstung den Betrübten, Hilfe den Gläubigen.

Wenn wir eintreten, so will uns wieder die Höhlenluft der alten Zeit, modernder Weihrauchduft überfallen. Und wir sehen erst unter der Unmenge von Gold und unbefestigten Botivtafeln, schwärzlichen Heiligen und Zieraten nichts, das uns bannen könnte. Bis wir das Bild der Madonna erblicken, die leise, leise lächelt, als ob sie das Geheimnis ihrer wundertätigen Kraft kenne: die menschliche Sehnsucht nach Hilfe und Vollkommenheit, die sich so unvollkommen Ausdruck verschafft: In schauerlichen Symbolen, in süßen Bildern, wie die Madonna selber eins ist. Und wir sehen die Madonna wiederkehren in Bramantinos Flucht nach Aegypten: freundlich und hoheitsvoll. Und in Eiseris Grablegung Christi: schmerzvoll und erhaben, wie die leidende Menschheit, die um geopferte Söhne weint.

Rast auf einsamer Weide.

Ich bin gewandert viele Tage weit.
Nun lagr' ich hier in Bergesinsamkeit.

Tief unten ruht die Stadt im Wiesental,
Die Sorge auch und manches Tages Qual.

Aus fernem Garten steigt ein Frühlingstraum:
Rötlicher Rauch: Ein blühender Pfirsichbaum.

Und über mir im hellkristallinen Blau
Wölbt sich des Himmels hoher Kuppelbau.

Nun da gemach abseits die Sorge trat,
Nun halt ich still mit meinem Herzen Rat.

Was ist es doch, daß nun und immerfort
Du drängst und weiterreibst von Ort zu Ort?

Dass auch in jungen Frühlings Blütenhain
Du fliebst und sagst: Hier kann mein Ziel nicht sein?

Dass wo dein Wunsch: „Hier möcht' ich weilen,“ spricht,
Ein Seufzer Antwort gibt: „Das ist es nicht?“

Und offenbarend pocht das eigne Herz:
„Die Sehnsucht muß dir folgen allerwärts.“

Was aus der Erde hartem Grund entsprang,
Das ringt mit seines eignen Willens Zwang.

Was Wesen ward und eigne Form sich schafft,
Will neue Form in ewiger Werdekräft.

Virg du im grünen Rasen dein Gesicht.
Was Wesen heißt, das kennt die Ruhe nicht.

Nur wer sein Ziel im dunklen Grunde fand,
Der weilt auf immerdar am sichern Strand. A. F.



Orselina: Altes Haus.

Phot. Büchi, Locarno.

Losone.

Ein schmaler Weg abseits der Straße führt von der Maggiabrücke weg hinüber an den Rand des Deltas, wo die Granithügel plötzlich schroff emporsteigen. Wir sehen Dächer und Kirchtürme zwischen rötlichen Schleieren von Pfirsichbäumen in Blüte, zwischen Birnbaumkronen und Kastanienalleen. Dahinter türmen sich kühn geschwungene Bergmassen. Über dem Dorf in den Bäumen eine regelmäßige Pyramide mit seltsam trozigem Bau. Zwei breite Schultern, leicht gerundet, die ganze Breite geteilt durch einen schneegefüllten geraden Schlund, der vom Gipfel zum Grunde geht: Die Corone dei Pinei. Rechts davon eine gehäufte Gruppe verwandter Kolosse: Die Salmoni. Dann die Lüde des Maggiataleingangs. Dann ein Waldberg, dessen Rand, ein unendlich hoher Halbbogen vom Maggiagrunde zum Himmel und wieder zum Grunde sich schwingt: Der Monte Bre von Locarno mit seinen Hintermännern. Wir fühlen ihn, indem wir Losone zuwandern, immer als gewaltigen Wächter hinter uns. Und erhöhen sich nicht die Corone dei Pinei vor uns, wir würden jeden Augenblick nach rückwärts starren.

Ze mehr wir aber in die Bäume hineinkommen, um so häufiger verlieren wir den Anblick der Berge. Urplötzlich taucht vor uns die alte Kirche von Losone auf. Ein schmaler Turm auf Granitfuß. Aus lauter behauenen Steinen errichtet — sie allein geben dem Gebäude den Charakter, der zu den schroffen Bergen paßt. Die schwarzen Fugen zeichnen sich scharf ab vom bläulichen Stein und gliedern jede Wand in wagrechter und senkrechter Richtung. Ich kann mir nichts Erdenfesteres denken als einen alten Turm aus Granithöckern, im Hintergrunde steile Berge oder ein ernster See. Die Kirche von Riva, das Castello di Ferro, das Castello dei Visconti, die Dorfgassen von Losone, von Ascona, von Brione, von Mergoscia, von hundert Tessinerdörfern, wo nähmen sie ihr Bestes her, ihren trozigen Ernst, wenn nicht von den grauen, gegliederten Granitmauern! Der Kirchturm von Losone hat sein altes Haupthaus überdauert. Das neue scheint ihn mit seinen Dimensionen zu erdrücken und auf eine schmale Ecke hinauszudrängen. Aber er steht fest auf seinem Granithügel und schlägt getreulich seine Stunden Tag und Nacht. Eben läutet er. Die Glocken von drei Türmen antworten ihm.

Denn Losone besitzt vier Kirchen und Kapellen. Von der Steinmauer am alten Pfarrhof aus erblicken wir den Turm von San Rocco. Er hat, wie alle andern, moderne Mauern und Farben. Er kann sich in keiner Weise vergleichen mit dem alten Turm hinten im Dorf.

Und nun durchstreifen wir die Gassen des Dörfchens. Es gibt solche von einem stolzen, schwermütigen Ernst: Das sind die ganz granitenen. Es gibt andere, die wechseln ab in ihrem Wesen: Bald erheben sich steinerne, bald beworfene und angelstrichene Fronten. Und zwar wechseln stets zwei Farben mit einer seltenen dritten: Waschblau und lila mit gelbbraun. Einige sind so pfiffig gewesen und haben die schwarzen Fensterlöcher mit einem weißen Streifen umgeben. Das war als Erleichterung für die vielen Maler gedacht, die sich an den Dorfgassen verluden. Es kann nichts geben, das malerischer wäre, als diese weiß umrahmten schwarzen Fenster auf lila oder waschblauem Grund. Und nichts läßt sich leichter auf Papier malen und wirkt besser.

Die Dorfgasse ist überall abgeschlossen durch Hoftore und fensterblinde Fassaden. Einige Tore stehen offen und sind frei zum Betreten. Die einzelnen Gebäude eines Besitztums öffnen sich alle in einem Biered gegen den Hof hin. Dort häuft sich alles in bunterter Unordnung: Waschlige Treppen, Federzieh, Wagen, Schreinerholz, Fruchtbäume, Sandhaufen, Tragförbe, Stroh, Wagenräder — aber man vergißt alles und behält im Kopf nur die wunderbar bunte Gruppierung, die keinen Gedanken an Aufräumen oder Absauben aufkommen läßt. Schaut man näher hin, so erwachen auf einmal im Kopf Erinnerungen: Das ist das Renaissancegebäude mit seinem charakteristischen Hof, mit seinen Rundbogen und Türen, nur ins Ländliche übertragen — aber Losone ist ja wie alle alten Tessinerdörfer ein Städtchen in der Bauart. Fehlt nur die Ringmauer, und die mittelalterliche Festung wäre fertig. Wenn wir nicht den Kopf höben und im trausten Halbdunkel der granitenen Gasse plötzlich über uns Draht und Leitungsstangen entdeckten... An einem halb verschloßnen alten Hoftor halten wir an und gucken hinein: Blühende Bäume drinnen und grünes Gras; es ist Frühling. Und auf einmal gewahren wir über den Bäumen das Wahrzeichen Losones: Die Corone dei Pinei.

Monte Verità.

Zwischen Losone und Ascona schiebt sich ein hervorquellender Wall von Granitblöcken, gleichsam ein von den Bergmassen im Hintergrund ins Maggia-Delta hinausgestredter Riesenfuß. Bevor die Geschiebemassen diese Klöze umgaben, brandeten hier die sanften Wellen des Sees um eine Felszunge. Das ist der Monte Verità, der Berg der Wahrheit. Manchem, der ihn kennt, mag vielleicht ein Lächeln kommen; auf dem Rücken dieses Berges hat sich die Kolonie der weltberühmten Wilden angesiedelt, die hier eine neue Wahrheit verkünden und betätigen: Daß der Mensch von den Pflanzen und Früchten allein sich nähren soll. Dabei haben mehrere der Gesellschaft aus Deutschland Renten bezogen und mit Hilfe des Kulturerzeugnisses, genannt Geld, auf dem Locarnoermarkt die notwendigen Gartenerzeugnisse gekauft, um sie drüber, fern der verdamten Welt, als Naturmenschen zu verzehren. Monte Verità.

Eine furchtbare Trostlosigkeit erweckt die Einöde der Ostseite, keinen Steinwurf weit von dem nächsten Hotel und dem Palast eines dieser Sonderlinge. Gerundete Granite, von Flechten geschwärzt, inmitten sumpfiger Mudden; dann weiße Birken mit hängenden Haaren in Heidekraut und Brombeerranken. Von weitem gesehen, erheben sich die einzelnen Hügel wie schreckliche, warzige Ungeheuer. Legt man sich in den dünnen Rasen und lauscht — kein Laut tönt herüber. Raum irgendwo ein Vogellied. Schlägt man mit der Hand auf den Rasen, so dröhnt es dumpf,

als ob die Erde hohl wäre und ganz nahe der Abgrund der Tiefe. Schreitet man weiter, erschrickt man vor dem eigenen Tritt. Schaut man sich um, erblickt man in der Tiefe, zwischen zwei schwarzen Klößen, den stillen See und weit weg die Berge. Geht man weiter und biegt um den Rand, entdeckt man sich ganz verblüfft in einer Pergola; und auf einmal gewahrt man allerorten Dächer zwischen Baumwipfeln. Eine Hütte am Rande, alten Ursprungs, aus Granit, mit schwarzem Steindach — gehört noch der Vergangenheit an. Aber drüber ragen überall rote Ziegelstufen. Und noch einen Sprung weiter. Dort unten am See, eine scharf gegliederte schwarze Masse von Dächern, mit zwei überragenden Türmen, die weit in den hellen See hineinreichen — das ist Ascona. Nun weiß ich, was noch zum granitenen Ernst einer alten Dorfgasse oder eines trockigen Turmes gehört: Das sind die schwarzen Steinräder. Die ganze Flanke des Berges bis zum Städtchen hinunter ist voller Pergole, Villen und Gärten.

Drüber in der Höhe hören wir Menschen. Wir steigen wieder empor. Und hinter einem Steinzaun gewahren wir die Familie eines Einsamen. Ein härtiger Mann mit Sandalen und Riemen um die braunen Schenkel. Sandalen und Riemen trägt auch die Frau, dazu ein lila Kleid, einen wallenden braunen Mantel drüber und ein gelbes Stirnband im Haar. Gut gekleidete Kinder spielen um sie. Die Eltern betrachten die Stecklinge in ihren zu Versuchszwecken angelegten Glasläufen.

Der große Kongreß auf dem Kasinoplatz in Bern.

Von Jeremias Gottsche. 2

Die Wältche und d'Seeländere hei sih biqryflich ybildet, si verstande sih am beste uf parlamentarisch Forme u hei sih des Tschüppelis mit d'r Leitere nit gachtet, und hei endlich so ne Mageri vom Bielersee mit'ere stozige Nase und ere unverschamte Stimm ufe Brunne glüpt, für d'Sach yzleite und i Gang z'bringe. Wož Tüfel, was het da das Tschüppeli für Auge gmacht, u het d's Leiterli z'Wode gestellt und gseit, ob das Manier syg und ob me se hie so respektier! Aber d'Seeländere hei sih deße nit gachtet; Herr Präsident, Meine Herren (si het nämlich slykig d'Ratsverhandlige glese, und dert gseh, daß das die gseßliche Ared ist), Herr Präsident, Meine Herren und Freundinnen! My Herr seit albez, bi wichtige Verhandlungen siq geng e Präsident d's erste u d'Hauptsach, d'r best Biwys siq, daß wo er präsidiere, es geng gut gäng. Also, e Präsident wird z'erst z'wähle sy. Bysläufig muß ih aber bemerke, daß ih d'Wahl, wenn si öppen uf miß falle sott, nit hönt anäh, ih muß um füsi hei gah füre, vo wege mir hei noh nit z'Abe u z'Nacht zäme, da muß es viermal gfüret u gfreze sy es Tags. Gäh Vorichläg, es het es jedes d's Recht d'r zu, und jedes cha gwählt werde, es sy da keini Vorrecht, Gottlob, mir sy Alli qlych, die Gmeinste wie die Fürnehmste, und wenn vo d'r Matte, vom Alteberg, ja vo d'r Längaaf und vo Hollige da sy, su hei si d's Recht ihi Meinig z'säge, u gwählt z'werde, so gut als die vo d'r Zirkeregak, oder d'r neue Stadt, vo wege es chunt jtz alles uf d's Guttraue a u nit uf d'Geburt oder ufe Name, was ei Tüfel ist.

Da het's es großes Brüll gä, und die Nämle sy dürre nandere gsfoge wie Schneeflocke, wenn d'r Bysluft d'r hinter ist. Du, wie seit me dere wo d'Versammlig eröffnet het, mi sott dere stimme, die da's, meinte Gini. Warum nit gar, sagte die Andere, das ist nume d's Madelung Mathys, und ist gar nit gästimiert, gäb wie es an alle Orte d'Nase z'vorderst het, und d'Gösché offe. Und richtig, unter den Tausenden von Stimmen zwitscherte es nur ein- oder zweimal: Madelung Mathys. Die am Sibbeltrögli hei Sabine Druey brüsst, so lut si hei möge i d'Hut bringe, und hei